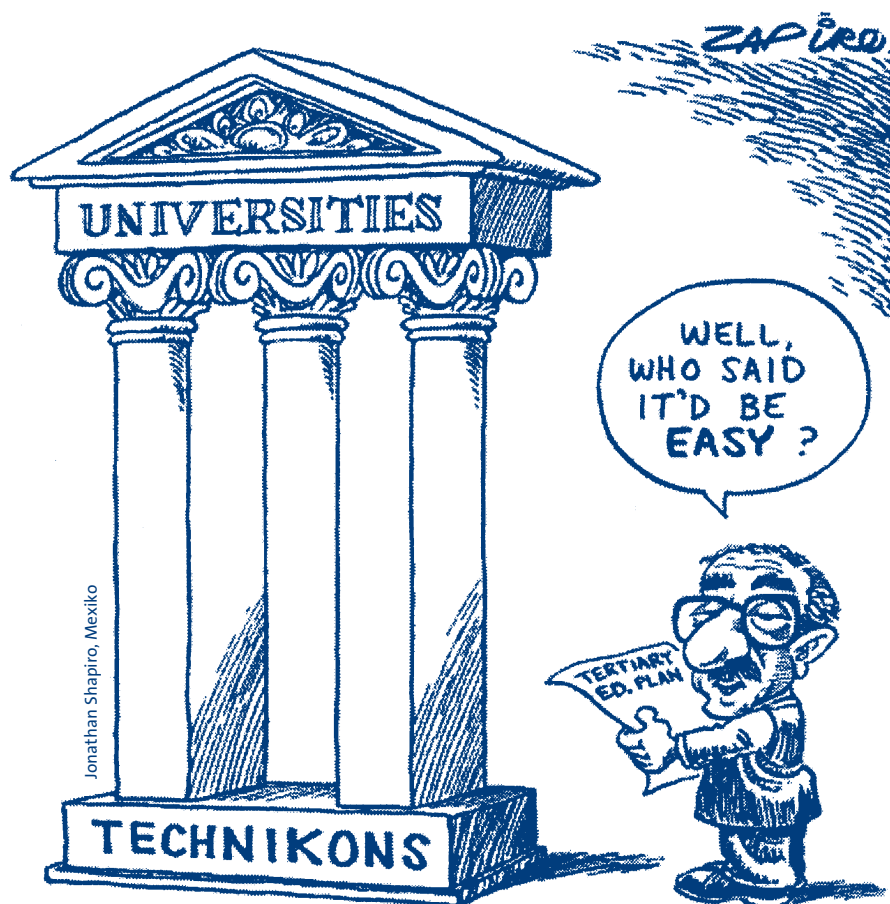


Walter Schicho und  
Christof Parnreiter

## Zerklüftetes Terrain

Die akademische Landschaft der Entwicklungsforschung in Österreich



Die Krise der Entwicklungsforschung hat zu einem guten Teil mit den institutionellen Bedingungen ihrer wissenschaftlichen Produktion zu tun. Von einer breiten und angemessenen Verankerung der Entwicklungsforschung kann auch in Österreich nicht die Rede sein. Vor allem die unabhängige Grundlagenforschung hat einen schweren Stand.

**S**teckt die Entwicklungsforschung in der Krise? Gegen eine solche Krise spricht zunächst einmal, dass der Umfang der wissenschaftlichen Produktion zum Thema Entwicklung in den vergangenen 15 Jahren gewaltig zugenommen hat; das gilt für die Quantität ebenso wie für die Breite der Themen. Der Markt reicht von den Hochglanzbroschüren selbst gestrickter Meinungsmache der Internationalen Finanzinstitutionen bis zu den Internetpublikationen zivilgesellschaftlicher Organisationen, er spannt sich von disziplinspezifischen Detailstudien bis hin zu globalen und gesamtgesellschaftlichen Analysen. Die zahlreichen Diplomarbeiten und Dissertationen, die in den letzten Jahren verfasst wurden, die Beiträge in wissenschaftlichen Fachzeitschriften sowie die Sammelbände und Monographien zum Thema Entwicklung verbinden

den jeweils fachlichen mit dem entwicklungsrelevanten Mainstream.

Auf eine Krise der Entwicklungsforschung deutet schon eher hin, dass populärwissenschaftliche Bücher vom Typ „Freiheit für das Kapital“ (Hernando de Soto) oder „Das Ende der Armut“ (Jeffrey Sachs) nicht nur das große Geschäft für die Verleger sind, sondern durch ihre Dominanz auf dem Markt auch beträchtlichen Einfluss auf den fachrelevanten Diskurs in Entwicklungszusammenarbeit, Wissenschaft und Politik ausüben. Für die Entwicklungsforschung besteht dadurch die Gefahr, dass ihre thematische und theoretische Pluralität immer deutlicher durch mächtige Vorgaben beschnitten wird. Das Verflachen der wissenschaftlichen Befassung mit Entwicklung ist die Konsequenz, Menzels „Scheitern der großen Theorie“ also zu einem erheblichen Teil den Bedingungen der wissenschaftlichen Produktion zuzuschreiben.

Damit ist auch jener Aspekt genannt, für den „die Krise der Entwicklungsforschung“ zweifelsohne zutrifft: Die akademische Landschaft der Entwicklungsforschung fristet, zumindest gemessen an den Mitteln, die ihr zukommen, an den Universitäten und Hochschulen in Österreich ein Randdasein. Umgekehrt sind die Universitäten keineswegs die prominentesten Zentren der wissenschaftlichen Befassung mit Entwicklung.

### Wegmarken in der akademischen Landschaft Österreichs

Die außenpolitische „Entdeckung der Dritten Welt“ setzte in Österreich Ende der 1950er Jahre ein und war markiert von der prominenten Rolle kirchlicher und sonstiger zivilgesellschaftlicher Beziehungsarbeit. Die dazugehörige wissenschaftliche Begleitung leisteten einzelne Personen aus ihrer jeweiligen fachlichen Position heraus. Relevante Organisationen entstanden nur außerhalb der Universitäten. 1962 gründete Bruno Kreisky im Verein mit prominenten Politikern der „Dritten Welt“ (wie Tom Mboya aus Kenia oder Ahmed Ben Salah aus Tunesien) das Wiener Institut für Entwicklungsfragen (heute vidc – Vienna Institute for Development and Cooperation), zu dessen Aufgaben die Beratung österreichischer Regierungsstellen ebenso gehört(e) wie die Veranstaltung wissenschaftlicher Konferenzen und von Seminaren für Multiplikatoren. 1967 entstand im Kontext des Wiener Afro-Asiatischen Institutes die Österreichische Forschungsstiftung für Entwicklungshilfe (ÖFSE), die nach eigener Darstellung „größte österreichische Informationsvermittlungsstelle zu Fragen der Entwicklungsländer, der Entwicklungszusammenarbeit und der Entwicklungspolitik“. Die ÖFSE produzierte bis Anfang der 1980er Jahre die Zeitschrift „Internationale Entwicklung“ und veröffentlicht in verschiedenen Serien wissenschaftliche Arbeiten.

Erst Anfang der 1970er Jahre begann – von der Basis her, organisiert von Studierenden – Entwicklungspolitik institutionell an den Universitäten fassbar zu werden. Abgesehen von den Veranstaltungen der Hochschülerschaft blieb sie freilich weiterhin ein Nischenthema einzelner Lehrender, und wer von ihnen organisationelle Unterstützung brauchte, fand sie bei Einrichtungen der Lehrerfortbildung oder Nichtregierungsorganisationen. Wissenschaftliche Kooperation mit dem Süden realisierte sich vor allem als fachspezifische Forschungsarbeit im Süden oder als Betreuung von Studierenden „aus Entwicklungsländern“.

Anfang der 1980er Jahre gründeten entwicklungs- politisch interessierte Lehrende mit Unterstützung der Hochschülerschaft den „Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten“. Er wurde zum Träger eines interdisziplinären Einführungszyklus an der TU Wien und gründete das „Journal für Entwicklungspolitik“. Das optimistische Vorhaben, mit dem Verein und seiner Zeitschrift die wissenschaftliche Gemeinde im Bereich Entwicklungspolitik aus ganz Österreich zusammenzubringen, scheiterte an der Pluralität der Ansätze in Forschung und Lehre, an der großen Zahl der wissenschaftlichen Gegenstände, und nicht zuletzt an der räumlichen Distanz zwischen den Universitäten. Im Grunde scheiterte es jedoch vor allem daran, dass die zuständigen Ministerien es nicht für notwendig erachteten, wenigstens an einer österreichischen Universität ein hinreichend ausgestattetes Institut für Entwicklungsforschung einzurichten, das zum Zentrum eines gesamtösterreichischen Netzwerkes hätte werden können.

Die akademische Landschaft der Entwicklungsforschung blieb, was sie war: ein zerklüftetes Terrain, in dem sich eine nicht unbedeutende Zahl von Wissenschaftlern neben ihrer „eigentlichen Disziplin“ eben auch dem Gegenstand „Entwicklung“ zuwandte. Der oder die Einzelne verlor dabei auf Grund der Unübersichtlichkeit des Geländes die meisten anderen aus den Augen und war oft gar nicht unglücklich darüber. Die knappen Mittel, die der Staat der Wissenschaft zur Verfügung stellte und stellt, werden zur Ursache für einen ungesunden Wettbewerb. Der Stress, der aus kurzfristiger Planung und ungesicherten beruflichen Positionen entsteht, fördert oberflächliches Arbeiten und führt dazu, dass die Entwicklungsforschung in Österreich immer wieder Kompetenz verliert, sei es, dass die jungen Akademiker/innen sich anderen, „einträglicheren“ Gegenständen zuwenden, sei es, dass sie Österreich verlassen.

Bis vor kurzem bestand die akademische Landschaft der Entwicklungsforschung also aus Einzelpersonen und kleinen Zentren, Beiräten und Ausschüssen, Komitees und Vereinen, aus Modulen in Studienplänen und entwicklungsrelevanten Buchreihen, aus Forschungsprojekten und Aufträgen der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, aus Partnerschaften mit Universitäten des Südens und Stipendiaten von dort.

Allerdings zeigen zwei unterschiedliche Ansätze, wie es zu einer institutionellen Verankerung der Entwicklungsforschung an den österreichischen Universitäten kommen könnte: aus einer etablierten, an der jeweiligen Universität prominent ausgebildeten wissenschaftlichen Disziplin heraus, oder als transdisziplinäre Einrichtung, die interfakultär, oder noch besser interuniversitär konzipiert ist und auch so agiert.

An der Universität Linz entstand im Rahmen des Instituts für Soziologie eine „Abteilung für Politik- und Entwicklungsforschung“, in deren Rahmen Entwicklungsforschung relativ breit realisiert wurde und wird. Dieser Ansatz garantiert eine sichere organisationelle Basis, fokussiert die Tätigkeit allerdings auf den fachlichen Rahmen der tragenden Disziplin. Den anderen Weg schlug eine Proponentengruppe an der Universität Wien ein, die 1990 die Gründung eines Senatsinstitutes für Internationale Entwicklung beantragte. Das Projekt wurde von Vertretern aller Fakultäten unterstützt, blieb jedoch institutionell ein „Projekt“, das in enger Zusammenarbeit mit den relevanten Disziplinen vor allem in der Lehre aktiv wurde und sich für die Forschung der Kooperation mit dem Mattersburger Kreis, dem ein großer Teil der Lehrenden angehört, bedient(e) (siehe <http://www.univie.ac.at/ie/>).

Das „Projekt Internationale Entwicklung“ realisiert seit dem Studienjahr 2002/03 ein individuelles Diplomstudium der Entwicklungsforschung. Vorangegangen sind Wahlfachmodule, in denen wie im geltenden Studienplan vier Säulen die Ausbildung tragen: Entwicklungsökonomie, Geschichte der Nord-Süd-Beziehungen, Entwicklungspolitik und Entwicklungssoziologie in Verbindung mit Philosophie und Kulturwissenschaften. Derzeit, im 7. Semester des Bestehens, gibt es rund 1.400 Studierende im Hauptfach, dazu noch etwa 200, die Internationale Entwicklung im Wahlfach absolvieren. Allerdings gelingt es vor allem wegen der schwachen institutionellen Verankerung noch zu wenig, den angestrebten Zusammenhang von Forschung und Lehre auch zu verwirklichen.

### Die wissenschaftliche Befassung mit Entwicklung

Es gilt im Bereich der Entwicklungsforschung grundsätzlich zwei Positionen zu unterscheiden, die sich am besten anhand der Benennung von zugehörigen Bereichen dokumentieren lassen: Soziologie (Ökonomie, Forstwirtschaft, etc.) der oder in den „Entwicklungsländern“ bzw. Entwicklungssoziologie (Entwicklungspolitik, Entwicklungsökonomie, etc.) also Entwicklungsforschung im engeren Sinn. Der erste Bereich ist an den Universitäten relativ gut vertreten. Eine größere Zahl von Wissenschaftlern aus dieser Sparte findet sich in der „Kommission für Entwicklungsfragen“ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zusammen. Ihr Untersuchungsgegenstand ist in jedem Fall durch die jeweilige fachliche Zugehörigkeit gegeben, in seiner Orientierung und hinsichtlich der Umsetzung der Ergebnisse jedoch auf die Partnerländer der industrialisierten Geberstaaten orientiert.

**Unsere wissenschaftliche Gemeinde ist zentrumsorientiert. Je ärmer und deutlicher marginalisiert die Gesellschaft, mit der wir uns befassen, desto schwächer ist das Interesse des wissenschaftlichen Managements.**

**Die akademische Landschaft der Entwicklungsforschung blieb, was sie war: ein zerklüftetes Terrain, in dem sich eine nicht unbedeutende Zahl von Wissenschaftlern neben ihrer „eigentlichen Disziplin“ eben auch dem Gegenstand „Entwicklung“ zuwandte.**

Eine Wissenschaft, die „Entwicklung an sich“ als ihren Forschungsgegenstand hat, ist im akademischen Alltag hingegen weit seltener präsent. In der akademischen Ausbildung finden wir sie vor allem als Studium für bereits Graduierte; in der Forschung wird sie eher anwendungs- als grundlagenorientiert betrieben.

Fassen wir das Ergebnis eines transdisziplinären Seminars im Rahmen des „Projekts Internationale Entwicklung“ zusammen, das Methoden und Theorien der Entwicklungsforschung aufarbeitete, so ergibt dies ein ernüchterndes Fazit: Die einzelnen Disziplinen (wie Geschichts- und Politikwissenschaft, Entwicklungssoziologie und -ökonomie) sind bereits in sich deutlich uneins hinsichtlich der Beschreibung des Konzepts „Entwicklung“, wobei als einziger gemeinsamer Faktor „Wachstum“ ausgemacht werden kann. Der theoretische Rahmen ist heterogen oder verliert sich gar im Nebel modischer Anforderungen mächtiger Akteure der Entwicklungszusammenarbeit. In diesem Sinne sind so manche Wissenschaftler der Entwicklungsforschung „nicht ‚im Wahren‘ des Diskurses unserer Epoche“, um es mit den Worten Michel Foucaults auszudrücken.

Angesichts der Tendenz jener, die die Mittel im Bereich der „Entwicklung“ verwalten, Ziele vorzugeben und Wissenschaft als subsidiär für den eigenen Bereich anzusehen, hat die unabhängige Grundlagenforschung im Vergleich zur disziplingebundenen und angewandten wissenschaftlichen Tätigkeit einen schlechten Stand. Dies zeigt sich auch beispielhaft am seltsamen Werdegang unseres Projekts „Internationale Entwicklung“ in Wien.

### **Kritische Entwicklungsforschung in schwierigen Umwelten**

Dreimal stimmte der Senat der Universität Wien zwischen 1995 und 2000 dem Antrag zu, ein interkultüres Zentrum für Internationale Entwicklung einzurichten; dreimal verweigerte das zuständige Ministerium seine Zustimmung. Seit der letzten Reform liegt die Verantwortung bei den Leitungsgremien der Universität, doch sind die organisationalen und politischen Zwänge so, dass die vorhandenen Zentren eher reduziert als vermehrt werden. Trotz wiederholter Bekenntnisse zu „interdisziplinärer Vernetzung“, „Synergie“ oder „Bearbeitung von Forschungsschwerpunkten aus interdisziplinärer Sicht“ werden bestehende transdisziplinäre Projekte auf die Ebene der Fakultäten oder Institute zurückverwiesen. Die Grundfinanzierung der Lehre ist zwar gesichert, doch darüber hinaus wird der Gegenstand Entwicklungsforschung kaum wahrgenommen.

Woran liegt dies? Zum einen wohl daran, und das gilt für die Universität wie das zuständige Ministerium, dass „nicht-naturwissenschaftliche“ Forschung zunehmend gering geachtet wird, und Grundlagenforschung gegenüber anwendungsorientierter Forschung deutlich an Boden verloren hat. Diese Beobachtung gilt nicht dem Wert, sondern der Bewertung durch die Autoritäten. Zudem ist die akademische organisationale Kultur durch Beharrung gekennzeichnet. Stehen nur knappe Zuwächse zur Verteilung an, oder muss gar umverteilt werden, dann wird gemauert, allen Entwicklungsplänen zum Trotz. Und last not least: Unsere wissenschaftliche Gemeinde ist zentrumsorientiert. Je ärmer und deutlicher marginalisiert die Gesellschaft, mit der wir uns befassen, desto schwächer ist das Interesse des wissenschaftlichen Managements.

Die Alternative zur universitären Eigenfinanzierung einer „unterentwickelten“ Disziplin besteht in der Drittmittelinbringung, d.h. der Einwerbung von Forschungsgeldern – hier ist der Markt deutlich enger und härter geworden –, von Auftragsarbeiten und Basisubventionen durch jene, die an den Ergebnissen bzw. an den Absolventen Interesse haben. Das größte Interesse an Entwicklungsforschung haben die staatlichen Einrichtungen der Entwicklungszusammenarbeit bzw. die entwicklungspolitische Zivilgesellschaft. Da letztere in Österreich weit mehr als anderswo staatlich finanziert wird, bleibt letztlich nur ein Partner für eine Drittmittelkooperation.

Dessen Bereitschaft, wissenschaftliche Tätigkeit zu finanzieren ist einerseits gebunden durch den Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit – etwa in dem Sinne, dass wissenschaftliche Grundlagenforschung kaum oder nicht als öffentliche Entwicklungsleistung (ODA) anrechenbar ist –, andererseits durch die spezifischen organisationalen Bedürfnisse wie Harmonie und gemeinsame Ziele. Aus dieser Position wird akademische Entwicklungsforschung sehr rasch als eine Tätigkeit „im Elfenbeinturm“ angesehen, die den Bedürfnissen der Praktiker nicht angepasste („zu lange“) Texte produziert und nicht bereit ist, auf deren spezifische Bedürfnisse einzugehen. Dahinter steckt natürlich die zwiespältige Erwartung, oft Angst, selber zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu werden.

Wir verstehen uns als Teil der Universität und damit als ungebundenes und kritisches Element objektiver Auseinandersetzung mit dem Gegenstand Entwicklung sowie den Akteuren, Texten, Programmen, Mythen und Theorien, die damit verbunden sind. Dass diese akademische Freiheit gelegentlich zu unangenehmen und daher unerwünschten Resultaten führt, ist nicht zu vermeiden. Allein diese Position garantiert „Entwicklung der Entwicklung“.



**Dr. Walter Schicho** ist Universitätsprofessor für Afrikanistik mit dem Schwerpunkt afrikanische Geschichte an der Universität Wien und Leiter des Projekts „Internationale Entwicklung“.



**Dr. Christof Parnreiter** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien.